

Drei Krieger

Es war das schwerste Gefecht der Bundeswehr: Beim Dorf Isa Chel geriet vor fünf Jahren eine ihrer Einheiten in einen Hinterhalt der Taliban. Damals kreuzten sich die Leben dreier Männer. Einer verlor ein Auge. Einer seine Kämpfer. Einer seine Seele

Von Jan Christoph Wiechmann, stern, 09.04.2015 / Das Magazin, 16.05.2015

Sie waren drei Krieger. Mutschke. Habib. Und LaCrosse. Ein Bundeswehrsoldat. Ein Taliban-Kommandant. Ein Pilot der US Army. Sie begegneten sich im Norden Afghanistans, am Karfreitag vor fünf Jahren. Begegnen ist übertrieben. Sie standen sich gegenüber, im Gefecht. Sie schossen aufeinander. Und sie trafen. Das ist die Seite der Täter.

Es gibt eine andere Seite, die der Opfer. Denn die drei Krieger trafen nicht nur. Sie wurden auch getroffen. Sie wurden verletzt. Und sie ließen etwas in diesem Krieg, in diesem blutigen Gefecht von Isa Chel. Einer verlor ein Auge. Einer seine Männer. Einer seine Seele.

Auf den ersten Blick haben die drei Männer nicht viel gemeinsam. Außer dass sie mit Leib und Seele Krieger waren. Doch an jenem 2. April verwoben sich ihre Leben auf dramatische Weise. Im Rückblick lässt sich sagen, dass ihr eigentlicher Krieg danach erst begann. Sie fragen sich: Wer schoss damals auf wen? Wer gewann das Gefecht? Und wer den Krieg? Wie lebt man mit Krieg? Und wie ohne ihn? Und die vielleicht wichtigste Frage: Was macht er aus Menschen im Lauf der Zeit?

Die Begleitung der drei Krieger erstreckt sich über fünf Jahre und führt an diverse Orte der Welt: nach Kalifornien und Maine, in die Niederlausitz und Oberpfalz, nach Kabul und Kundus. Dort beginnt ihre Geschichte, im Distrikt Tschar Darah, am Morgen

des 2. April 2010.

Eigentlich war es ein friedlicher Karfreitag, erinnert sich Stabsgefreiter Maik Mutschke. Vögel zwitscherten, Kinder spielten, ohne Zwischenfälle erreichten er und 25 Kameraden vom „Golf“-Zug gegen 9.15 Uhr den Rand des kleinen Dorfes Isa Chel, mit vier Dingos und zwei Fuchs-Schützenpanzern und der „Lust auf etwas Action“. Ihr Auftrag lautete, die Zufahrtstraße von Sprengsätzen zu räumen und danach die von Taliban kontrollierten Dörfer zurückzugewinnen. Mutschke erinnert sich an das Kribbeln im Bauch und seinen Heißhunger auf Schokolade, und dass er sich an jedes Detail erinnert, sagt eine Menge über diesen Tag und was er aus dem Soldaten Maik Mutschke aus Döbern in der Niederlausitz gemacht hat.

Es war ein Tag wie jeder andere, erinnert sich dagegen Commander Habib, Anführer einer Taliban-Einheit aus dem nahe gelegenen Dorf Mangtapa. Er glaubt sich lediglich zu entsinnen, dass er und seine 13 Männer sich bald nach Sonnenaufgang versammelten, um die Deutschen in einen Hinterhalt zu locken. Sie verschanzten sich zwischen Lehmhütten und warteten bei Tee und Fladenbrot und einem guten Joint.

In jedem Fall standen sich an jenem Karfreitag in Afghanistans Norden zwei sehr unterschiedliche Scharfschützen gegenüber. Der Novize Mutschke, 24, Kriegserfahrung: vier Wochen. Er ist Fallschirmjäger des Bataillons 373, 1,85 Meter groß, 110 Kilo schwer, ein Bär von Mann. Ausgerüstet war er mit einem Sturmgewehr G3ZF und einer Pistole, mit kugelsicherer Weste, Kampfmesser KM 2000 und einem Gefechtshelm aus Aramid.

Und auf der anderen Seite der Routinier Habib, 38, verheiratet, sechs Kinder, Kriegserfahrung: 25 Jahre, 1,75 Meter klein, die Hände feingliedrig, der Körper ein Narbenfeld. Ausgerüstet war er mit einer alten Kalaschnikow, Turban und ausgelatschten Sandalen.

Für Mutschke war es das erste Mal im Leben Krieg. Für Habib war Krieg das Leben. Für Deutschland begann das schwerste Gefecht seit dem Zweiten Weltkrieg. Für Habib etwa das einhundertste. Mutschke fragt sich bis heute, was der Krieg aus ihm macht. Habib fragt sich eher, was er aus dem Krieg macht.

Etwa zehn Kilometer entfernt, im Feldlager Kundus, begann derweil Captain Ja-

son LaCrosse, 35, der dritte Protagonist des Gefechts, seinen Tag. Er ging ins Fitnessstudio und schaute Filme über den Zweiten Weltkrieg. LaCrosse, Medevac-Pilot der US Army, war im Kosovo, im Irak und dreimal in Afghanistan, mehr als 150 Leben hat er gerettet. Anders als Mutschke und Habib war ihm nicht nach Action. Er hatte alles schon erlebt, was der Krieg an Grausamkeiten hergab. Dachte er.

In Isa Chel schickte Mutschkes Vorgesetzter, Oberfeldwebel Naef Adebahr, gegen 12.30 Uhr eine Drohne in die Luft. Sie sollte Stellungen ausspionieren, stürzte jedoch ab. Die Bergung barg große Risiken, dennoch kommandierte der Zugführer neun Fallschirmjäger ab, um die rund 60 000 Euro teure Drohne zu suchen. Der erste in einer Reihe von Fehlern – in dieser Einschätzung sind sich Mutschke und Habib einig. Kurz darauf, auch da Einigkeit, erging der fatale Befehl, dass ein Teil des Spährupps zurückkehren sollte, sodass gegen 13 Uhr nur noch vier deutsche Soldaten im Weizenfeld übrig blieben, unter ihnen Mutschke, genannt Maiki, der beste Schütze seiner Einheit, der Mann mit der ruhigen Hand.

Am meisten erinnert sich Mutschke nun an die Stille. Warum huschen die Bauern hinter Mauern, als wollten sie sich in Stellung bringen? Und warum zum Teufel steht er wie zum Abschuss frei auf diesem ungeschützten Feld? Nur etwa 80 Meter entfernt legten die Taliban ihre Kalaschnikows an. Wie stümperhaft diese Deutschen doch sind, dachte sich Habib. Stellen sich wie Freiwild ins Feld. Sie haben vielleicht die beste Ausrüstung, kennen aber die Gegend nicht. Sie haben Hightech-Drohnen, finden aber ihre Feinde auf 80 Metern nicht.

Da fiel, gegen 13 Uhr, der erste Schuss.

Wie immer im Krieg hat jede Seite ihre eigene Wahrheit, getrübt von Erinnerungen, gefiltert in den Klärstufen der Propaganda. Wenn überhaupt so etwas wie Einigkeit besteht zwischen Bundeswehr und Taliban, dann darin, dass sich in den folgenden neun Stunden zwei sehr ungleiche Feinde in einem Gefecht gegenüberstanden, das alles bot, was ein Kriegsepos ausmacht: Drohnen und Hinterhalte, Sprengfallen und Luftangriffe, Heldentaten und Feigheit. Für Habib ist es rückblickend das beste Gefecht mit den Deutschen. Für Mutschke ist es eine Erfahrung, die er herbeigesehnt hatte, aber nun gern wieder loswerden würde.

Ein Treffen mit Commander Habib ist nicht einfach. Allein der Weg ist ein Abenteuer. Er führt von einer Kontaktperson in Kabul zu einem Mittelsmann in Kundus. Er bringt uns in einem Unterschlupf in der Innenstadt unter. Am nächsten Morgen fährt sein Chauffeur uns zu einem bewachten Haus am Stadtrand. Der Besitzer kennt Habib aus der gemeinsamen Jugend.

Etwa eine Stunde später treffen vier bewaffnete Männer ein. In einem leeren Raum nehmen sie im Schneidersitz auf dem Teppich Platz. Wir lassen Reis und Fladenbrot kommen, Orangen und Pistazien. Die Männer essen mit Fingern und schmatzen, sie trinken Sprite.

Commander Habib trägt ein dunkelgrünes Cape und einen grauen Turban. Seine Haut ist sonnengegerbt, in seinen Haaren schimmern erste silberne Strähnen. Er sitzt barfuß in der Kälte, in seinem Blick liegt ein Lächeln, das nicht freundlich wirkt, eher herausfordernd. Vielleicht liegt es daran, dass er nur noch ein Auge hat. Das linke verlor er bei einem Gefecht an der Grenze zu Tadschikistan. „Er sieht aus wie Mullah Omar“, sagt einer seiner Begleiter. Da lachen alle. Nur Habib lacht nicht. Er sagt: „Ich habe viel eingesteckt. Aber auch viel ausgeteilt.“ Habib sagt nicht, ob er den ersten Schuss von Isa Chel abfeuerte. Er möchte jedoch klarstellen, dass er der beste Scharfschütze der Gegend ist.

Schon die dritte Salve traf Hauptfeldwebel Adebahr, er erlitt Durchschüsse im Ober- und Unterschenkel und einen Streifschuss am Fuß. Für einige Minuten wurde dort am Rand von Isa Chel aus diesem asymmetrischen Krieg der Drohnen und Infrarotkameras, der Bomben und Selbstmordattacken eine, man könnte fast sagen: gleichberechtigte Schlacht. Mann gegen Mann. Beide Seiten zielten auf alles, was sich bewegte. In diesem Moment hatten beide Schützen nur ein professionelles Ziel: Sie wollten den Feind töten.

Nach wenigen Minuten traf ein Schuss Commander Habib in den Unterschenkel. Ein brennender Schmerz, aber die Hauptschlagader war unversehrt, stellte er fest, nichts, was ihn vom Weiterkämpfen abhielt. Er brauchte keine Operation, er erhielt – anders als die Deutschen – auch keine Therapien oder Orden. Heikel wird es bei Nachfragen. Es geht jetzt ums Töten. Um den Moment, in dem man gezielt das Leben eines Menschen auslöscht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Anders als Habib weicht Mutschke der Frage zunächst aus. Unser erstes Gespräch findet in der Fallschirmjäger-Kaserne Seedorf in Niedersachsen statt, im Frühsommer 2011. Mutschke ist umgeben von zwei Presseoffizieren und dem „Beauftragten für Einsatzgeschädigte der Luftlandebrigade 31“.

Haben Sie getroffen?, frage ich ihn.

„Weiß nicht. Du schießt halt. Du siehst ja nicht alles.“

Wie ist der Moment, in dem man schießt, um zu töten?

„Man macht halt seinen Job. Man versucht, nicht groß nachzudenken.“

Bei späteren Gesprächen nähert sich Mutschke der Wahrheit. Da sagt er: „Jeder würde schießen. Es ist dieses Duell: Du oder ich. Man möchte das, wofür man vier Jahre trainiert, auch mal anwenden.“

Ein Jahr später sagt er: „Ich wüsste schon gern, wie viele wir trafen. Können Sie das nicht rausfinden?“

Fragt man Habib, ob er die Deutschen getötet hat, sagt er: „Darum geht es. Ich habe keine Skrupel zu töten.“

Wie viele haben Sie in Ihrem Leben getötet?

„Bestimmt zweihundert“, sagt er.

LaCrosse sagt auf die Frage nach dem Töten: „Bei all unseren Einsätzen beseitigten wir über hundert Feinde. Sie haben es nicht anders verdient.“ Erst später, nach Jahren, modifiziert er seine Sicht. Da sagt er: „Ich mag das Töten nicht. Ich nehme dem Vater seinen Sohn. Dem Sohn seinen Vater.“

Ihre Angaben sind nicht überprüfbar. Die Taliban neigen zur Übertreibung, die Deutschen zur Verniedlichung. Der eine hat den Krieg immer nur simuliert. Der andere stets gelebt. Die eine Haltung ist womöglich menschlicher. Die andere, darf man es sagen – erfolgreicher?

Gegen 13.15 Uhr wurde die Lage im Weizenfeld für Mutschke und seine drei Kameraden immer brenzlicher. Die Schüsse kamen nun von allen Seiten, die vier waren isoliert. Mutschke bemerkte, dass sein verletzter Vorgesetzter Adebahr das Kommando

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

nicht mehr ausführen konnte, zudem ging ihnen die Munition aus. Einer musste jetzt den Kontakt zum 300 Meter entfernten Hauptzug herstellen. Da rief Mutschke: „Ruhe bewahren. Macht euch keine Sorgen, ich hol euch raus.“

Und so rannte Mutschke ballend los, 110 Kilo Körpergewicht plus 30 Kilo Ausrüstung, die G3 in Hüfthöhe, mitten in die Feindstellung hinein, 300 lange Meter über das stoppelige Weizenfeld.

Es ist der Moment, für den man nicht trainieren kann, in dem Menschen versagen oder über sich hinauswachsen. Mutschke sagt heute: „In dem Moment hatte ich keine Angst vorm Sterben, nur unbändigen Willen. Du denkst: Mich trifft es nicht. Wenn ich heute realisiere, was ich gemacht hab, denke ich: Wahnsinn. Was wäre passiert, wenn ich nicht angekommen wäre? Dann hätte ich massakriert im Propagandavideo gegangen.“

Mutschke erreichte die Männer seines Zuges, sie holten den verletzten Adebahr und die anderen raus. Später erhält Mutschke dafür das Ehrenkreuz für Tapferkeit und eine Gefechtsmedaille. Er ist der Bundeswehrsoldat mit den meisten Auszeichnungen. Man kann sagen: der einzige deutsche Held eines schiefgelaufenen Krieges.

Im Feldlager Kundus ging derweil die Nachricht um: Der „Golf“-Zug ist in einen Hinterhalt geraten. LaCrosse, der den Gefechtslärm bis ins Lager hören konnte, fragte: Wenn es Verletzte gibt, warum werden wir nicht gerufen? Man sagte ihm: „Wir Deutsche fliegen nicht in die Kampfzone.“ Er antwortete: „Wir aber.“ Er nennt das, was nun folgte, eine Schlacht zweier Philosophien, der deutschen Zurückhaltung und des amerikanischen „Can do“, ein Spiegelbild dieses ganzen Krieges. Wertvolle Zeit ging verloren, irgendwann zog er sich frustriert auf seine Stube zurück. Währenddessen kreisten die Taliban den „Golf“-Zug von drei Seiten ein, etwa 80 Kämpfer waren beteiligt. Vor Mutschke sackte plötzlich sein Kumpel Robert Hartert lautlos zusammen, eine Kugel hatte ihn in den Oberkörper getroffen. Der Hartert. Wie er aus dem Osten, Fußballspieler bei SG Motor Wilsdruff, erst 25.

An dieser Stelle wird Mutschke immer still. Es geht jetzt ums Sterben. Er spricht über alles, aber nicht über den sterbenden Kameraden im Arm. Später kommen wir immer zurück an den Punkt, aber Mutschke stockt dann, er will da nicht ran.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Habib dagegen sagt übers Sterben: „Das gehört zum Alltag. Krieg ist Sterben. Ich habe sechzig Mann verloren. Sie sind bei Allah.“

LaCrosse sagt: „Ich habe viele Kameraden verloren. Mich verfolgen ihre Bilder bis heute. Schlimmer sind nur die von sterbenden Kindern.“

Nach einem weiteren Wortgefecht bekam LaCrosse endlich das Okay für den Flug. Binnen sieben Minuten war er in der Luft, gemeinsam mit seinem Sanitäter Travis Brown und einem zweiten Blackhawk, der ihm den Weg freischießen sollte. Doch da erhielt er einen Funkspruch: Sofort umkehren. Die Mission ist zu gefährlich.

„Ich habe kurz nachgedacht“, erzählt LaCrosse. „Befehl verweigern geht nicht. Verletzte im Stich lassen auch nicht. Ich sagte also: Ich versteh nichts. Hab Probleme mit der Funkverbindung.“

Aber das ist doch Befehlsverweigerung? LaCrosse grinst. „Das dürfen Sie nicht schreiben, solange ich in der Army bin. Ich werde gefeuert.“

Das erste Treffen mit LaCrosse findet in seinem Haus im kleinen Dorf Pilsheim in der Oberpfalz statt. Ein bayerisches Haus, viel Holz, vor der Tür ein BMW. Er lebt dort mit seiner deutschen Frau Michaela und zwei Kindern, seit 16 Jahren ist er in Bayern stationiert. Anders als Habib redet LaCrosse ohne Hang zur Selbstglorifizierung. Anders als Mutschke redet er ohne Hang zur Ironie. Er ist der kurzatmige Erzähler eines großen Stoffs.

„Wir fliegen also rein. 13 Uhr. Wollen landen. Doch überall Schüsse. Popp. Popp. Wie Popcorn. Eine Rakete explodiert unter uns. Zwei Schüsse durchschlagen den Rotor. Aber Blackhawks sind robust. Wir brechen die erste Landung ab. Fliegen schneller an. Ich bekomme die Ansage: Touchdown unmöglich. Landezone zu heiß. Ich antworte: Für mich ist sie kalt genug. Mein Attack Bird schießt mir einige Taliban aus dem Weg. Dann landen wir. Nehmen die beiden Verletzten an Bord. Sind auf dem Rückflug. Da hören wir die Explosion.“

Am Boden erging ein weiterer fataler Befehl. Mitten im Dorf versuchte der Dingo zu wenden, da wurde eine Sprengfalle ferngezündet. Die Explosion tötete Martin Augustyniak und Nils Bruns, die deutschen Opfer zwei und drei. Auch Mutschke wurde schwer getroffen, die Bombe zerfetzte sein Gesicht und den linken Arm. Er sagt es so:

„Du konntest vom offenen Hals bis in den Kiefer sehen. Da war bei mir Dienstschluss.“

Da lag Mutschke im Staub von Isa Chel und schien dem Tod geweiht. Ein Sanitäter war bei ihm, doch er verlor Unmengen Blut. Für den Fall der Fälle hatte Mutschke seinem Schwager einen Song in die Hand gedrückt. Er möge ihn auf der Beerdigung spielen, „Geboren um zu leben“ von der Gruppe Unheilig. „Man denkt schon über das Sterben nach“, gibt Mutschke zu. „Darüber, dass man vielleicht nie mehr nach Hause kommt.“

Über den Anschlag sagt Mutschke zunächst: „Das war feige und hinterhältig.“ Später, nach Jahren, sieht er auch die andere Seite: „Das war gut geplant von den Taliban. Das sind Leute, die ihr Geschäft beherrschen.“

Spüren Sie keinen Hass? „Am Anfang schon“, antwortet Mutschke. Und heute? „Die kämpfen eben gegen ihre Eindringlinge. Aber Sprengfallen sind trotzdem hinterhältig.“

Habib erwidert: „Sprengfallen sind nicht meine Sache, aber sie schaffen Gleichheit im Gefecht. Die Deutschen haben Drohnen, Flugzeuge und Panzer.“ Waren Sie für den Anschlag verantwortlich?, will ich von ihm wissen. Da wirkt er empört. „Sprengfallen habe ich nie gebaut. Es gibt eine Aufgabenteilung bei den Taliban: die Klerikalen, die Bombenbauer und die Krieger. Ich bin Krieger. Ich finde direktes Töten ehrlicher.“

Nach dem Anschlag flog LaCrosse zurück ins Gefecht und lud die nächsten Verletzten ein. Da sah er Mutschke zum ersten Mal – als Bündel aus Verband und Blut –, „ein Bild, das sich in mein Gehirn eingebrannt hat“. Viermal flogen die Blackhawks hin und her, sie sammelten Verwundete und Tote ein, sie bekämpften die Taliban aus der Luft und signalisierten den Deutschen, wo sich der Feind befand. Sie brachten die Wende, gibt Habib zähneknirschend zu.

Keine Angst vorm Sterben?, frage ich auch LaCrosse. „Beschossen zu werden macht mir nichts aus. Ich liebe das Adrenalin. Das ist meine Droge.“

Nach mehr als acht Stunden war das Gefecht von Isa Chel beendet. Die Bundeswehr erlebte die schlimmsten Stunden ihrer 60-jährigen Geschichte. Sie beklagte drei Tote und acht Verletzte, die Taliban verloren mehr als ein Dutzend Kämpfer. Wenige Tage später sprach die Bundesregierung zum ersten Mal nach sieben Jahren „Stabilisie-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„rungseinsatz“ von Krieg. Die Kanzlerin hielt eine Trauerrede, die Bundeswehr änderte ihre Strategie. Wie schon im Herbst 2009 die Bombardierung zweier Tanklastzüge bei Kundus nach Anforderung durch Oberst Klein löste auch Isa Chel eine Debatte über den Abzug aus Afghanistan aus.

Wer gewann? Glaubt man Mutschke, so endete das Gefecht unentschieden. „Die werden tierisch gekotzt haben, dass sie nur so wenig getötet haben.“

LaCrosse sagt, ganz der Analytiker: „Eigentlich die Deutschen. Sie haben sich gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner behauptet. Dennoch war es eine Niederlage. Das Volk ist seitdem gegen den Einsatz. Afghanistan ist das deutsche Vietnam.“

Habib sieht einen klaren Sieg der Taliban, den Beleg, dass eine Gruppe Krieger in Sandalen eine hochgerüstete Hightech-Armee in die Knie zwingen kann.

Einig sind sich die drei Krieger nur in einer Frage. Wer gewinnt diesen ewigen Krieg? Da sagen alle: keiner.

Einige Wochen danach ist das Gefecht von Isa Chel in der Öffentlichkeit vergessen. Nicht aber für die drei Krieger. Maik Mutschke wird dreimal wiederbelebt und noch am selben Tag nach Deutschland geflogen. Keine 24 Stunden später wird er im Bundeswehrkrankenhaus Koblenz operiert, es ist die erste von zwölf Operationen. Die Ärzte haben es mit Nierenversagen zu tun, inneren Verbrennungen, einem zersprengten Gesicht. Die Eltern sollten mit dem Schlimmsten rechnen, sagen sie.

Ramona und Andreas Mutschke verbringen jeden Tag am Bett ihres Sohnes, zehn Wochen lang. Sie sehen ihn im Koma kämpfen, als führe er das Gefecht weiter. „Man verarbeitet so viel“, erklärt Mutschke später. „Ich weiß, dass ich ständig Angst hatte.“ Sein Arzt sagt: „So etwas überleben nur ganz wenige. Maiks Fitness gab den Ausschlag. Und dieser unglaubliche Kampfeswille.“

Auch das ist ein Unterschied zwischen den Kriegern. Mutschke wehrt sich gegen den Tod. Habib dagegen sehnt ihn fast herbei. Er hat, aus seiner Sicht, abgeräumt für Allah. Er hat sein Planziel als Krieger übererfüllt.

Nach vier Wochen erwacht Mutschke aus dem Koma. Sein erster Weg führt vor den Spiegel. Er sieht dort einen Mann, den er nicht wiedererkennt. Um seiner Mutter die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sorgen zu nehmen, sagt er: „Ich hab ja noch ein Auge. Das kriegen wir schon hin.“ Sechs Monate verbringt Mutschke im Krankenhaus, es folgen Reha, Therapien, ein Glasauge, „eine neue Schulterorthese zum Preis eines Gebrauchtwagens“ . Er bekommt eine Einmalzahlung von 150 000 Euro, eine Versehrtenrente, sogar eine Ausbildung zum Skilehrer wird ihm bezahlt. Der deutsche Staat dankt ihm für seinen Einsatz mit lebenslanger Sicherheit. „Die haben mir gesagt, ich koste einen zweistelligen Millionenbetrag“ , sagt Mutschke. „Ich hätte lieber mein Gesicht zurück.“

Die Taliban dagegen entlohnen erfolgsabhängig. Für Habib und seine Einheit gibt es eine Pauschale: 100 000 Afghani im Monat, 1600 Euro. Davon bezahlt er Motorräder, Benzin, Essen, Kleidung. Darüber hinaus gilt das Leistungsprinzip. Habib wird an der Zahl der Opfer gemessen. Am Karfreitag fügte er der Bundeswehr den bisher größten Schaden zu. Es war sein bester Zahltag.

Danach aber ändert sich sein Leben. Bald nach dem Gefecht nimmt die Bundeswehr Isa Chel ein und startet eine Gegenoffensive. Sie verstärkt den Druck auf die Dorfältesten, sie bietet die Anreize der „Counterinsurgency“, baut Brücken, Straßen, Brunnen. Die Dorfältesten wiederum erhöhen nun den Druck auf Leute wie Habib. Sie stellen ihm ein Ultimatum: Entweder er wird ausgeliefert, oder er schließt sich der CIP an, einer Art Bürgerwehr, die von Bundeswehr und US Army bezahlt wird.

Ein Seitenwechsel? Eine Herabstufung zum Späher? Er kann doch nur Krieg. Habib kämpfte schon mit 14 gegen die Russen. Er war das jüngste von zehn Kindern, kann weder lesen noch schreiben. So wie andere in die Pubertät treten, trat er in den Krieg. Er lässt sich schweren Herzens darauf ein. Wie viele Taliban ist er nicht so ideologisch wie oft dargestellt. Es geht ihm weniger um den Tod der Ungläubigen als um Geld und Macht. In der Sprache des Westens: um die berufliche Perspektive.

Schwieriger ist die Rückkehr für Jason LaCrosse ins beschauliche Pilsheim, 163 Einwohner, 250 Kühe, 30 gefegte Gehwege. Nach seinem sechsten Auslandseinsatz freute er sich auf Frieden, aber nun kann er mit ihm nichts anfangen. Tagsüber geht er auf riskante Mountainbike-Touren. In den Nächten wacht er schweißgebadet auf. Er nimmt den Krieg mit ins Bett, in den Wald, in die Wortgefechte mit der Frau. Es sind die Anzeichen einer posttraumatischen Störung, aber ihn quälen nicht nur die Bilder von Leichen und der Geruch brennenden Menschenfleisches. Es ist vor allem eine Frage:

Warum habe ich nicht mehr Soldaten gerettet?

Aber Sie waren doch der Held!, halte ich ihm entgegen. „Ich finde, ich habe versagt“, kontert er. „Hartert war noch am Leben. Wären wir eher losgeflogen, könnte er jetzt hier sitzen.“

Sie haben sieben andere gerettet! „Aber einen verloren. Das macht mich fertig, bis heute.“

LaCrosse sitzt am Küchentisch, das jugendliche Gesicht zwischen Händen vergraben. Man hört das Ticken einer Uhr, das Muhen einer Kuh. Er muss das Gespräch unterbrechen. Es ist eine der vielen Wendungen dieser Geschichte. Man erwartet einen Helden und trifft auf einen gebrochenen Mann.

LaCrosse und Mutschke werden für ihren Einsatz geehrt. Sie erhalten das Ehrenkreuz für Tapferkeit, LaCrosse zudem den Silver Star „für besondere Tapferkeit vor dem Feind“. Es ist paradox, finden sie heute. Sie sind die Helden von Isa Chel und gleichzeitig die Leidtragenden. Am ersten Jahrestag des Gefechts sehen sich die beiden Männer zum ersten Mal. Sie sagen kein Wort. Sie umarmen sich. Und weinen. Auch die anderen deutschen Soldaten umarmen LaCrosse und weinen. Kein Wort über das Gefecht. Sie kennen sich nicht, werden aber ein Leben lang zusammenhalten.

Mutschke macht gesundheitliche Fortschritte, aber er weiß nicht, wohin mit sich. Wir treffen uns in unregelmäßigen Abständen, in der Kaserne und bei ihm zu Hause in Döbern. Seine Eltern beschreiben ihn als einen, der schon als Krieger auf die Welt kam. Von klein auf ging er mit seinem Vater, einem ehemaligen NVA-Soldaten, in den Wald und trug so viel Militärausrüstung, wie ein Kind nur tragen kann. Er war ein Junge, der zu viel Kraft hatte, sagen sie. Einer für Wälder, nicht für Klassenräume.

Sie sitzen um den Esstisch herum: Vater, Mutter, Schwester, Maik, eine innig verbundene Familie. Sie verbringen die Wochenenden und Ferien zusammen. An der Wand hängen Jagdtrophäen und eine Postkarte aus Afghanistan: „So meine lieben Eltern, es ist Ostern. Das erste Mal Ostern ohne Familie. Wir werden das Beste draus machen mit den Jungs. Euer Sohnmann.“

„Ziemlich makaber, was?“, sagt Mutschke. Er lacht. Er macht gern Witze über sich. Es ist sein Humor. Aber auch ein Schutzschild.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mutschke ist zunächst enttäuscht von seinen Vorgesetzten. Sie haben ihn allein gelassen, erst im Krieg und dann in seinem Krieg danach. Er soll zum Materialbewirtschaftungssoldaten ausgebildet werden. „Ich werde nicht mehr zum Schießen eingesetzt, sondern zum Schleppen von Batterien.“ Nicht die Verletzung sei das eigentlich Schlimme, sondern die Sinnlosigkeit, findet er. Der halbe Körper mag weg sein, aber doch nicht seine Persönlichkeit, sein Tatendrang.

Wenn Mutschke loszieht, starren ihn die Menschen an. Sie sehen ein Gesicht, das sie nur aus Horrorfilmen zu kennen glauben. Wenn Passanten höflich nach der Ursache fragen, erklärt er es ihnen. Wenn sie glotzen, glotzt er zurück. Einmal ging er durch die Fußgängerzone in Ulm. Da erklärte ihm einer, dass es ihm recht geschehe. Deutschland habe in Afghanistan nichts zu suchen. Das macht Mutschke am meisten zu schaffen: Die Deutschen müssen Krieg ja nicht mögen, aber sie könnten mit ihren verwundeten Soldaten mitfühlen.

Habib dagegen erntet Bewunderung für sein Aussehen. „Je grausamer, desto besser“, sagt er. Seine Wunden erzählen die Geschichte eines Kriegers. Für Mutschke mögen Narben ein Zeichen der Versehrtheit sein. Für ihn sind sie ein Zeichen der Vollkommenheit.

LaCrosse sagt über seine Verletzung: „Meine Wunden sieht keiner. Eine zerstörte Seele kann man nicht sehen. Ich sage zu allen Kameraden: Ich habe PTSD.“ Fragt man Mutschke, ob er wissen will, wer ihn so zurichtete, folgt eine längere Pause. „Nein“, sagt er. Seine Stimme zittert.

Anders Habib. Er würde gern wissen, wer ihn traf. Es sind die sensibelsten Momente der Gespräche. „Ich rede auch mit den Taliban“, sage ich zu Mutschke, „mit Menschen, die auf Sie schossen.“ Mutschke zögert mit einer Antwort. Schließlich sagt er: „Warum nicht?“

Würde er selbst mit ihnen reden? – „Dafür ist die Zeit nicht reif. Sie haben meine Kameraden getötet. Aber ich will schon wissen, was sie denken.“ Habib sagt über eine Begegnung: „Jederzeit. Wenn sie angemeldet in mein Dorf kommen, würde ich ihnen ein Schaf schlachten.“ Und wenn nicht? – „Werden sie umgebracht.“

Beim nächsten Treffen scheint es LaCrosse besser zu gehen. Es findet im Herbst

2013 auf der US-Militärbasis in Hohenfels bei Regensburg statt. LaCrosse ist voller Elan. Er befindet sich endlich wieder in einem Kampf, diesmal allerdings mit der eigenen Army. Sie wollen ihn für ein Jahr nach Südkorea abschieben, ein Schreibtischjob. Als würde man LeBron James, den Superstar des US-Basketballs, nach Bamberg versetzen. Da reicht er impulsiv seine Kündigung ein, zehn Tage bevor er zum Major befördert werden sollte. Nach 21 Jahren Army, nach 700 Gefechtsstunden. Er will ein neues Leben beginnen, in Maine, seiner Heimat. Schon sein Vater kämpfte in Vietnam. Sein Großvater landete im Zweiten Weltkrieg in der Normandie. Es war ein geradezu organischer Weg in den Krieg, eine Bestimmung. Wenn es bei Mutschke der Drang war und bei Habib die Not, dann war es bei ihm die Familientradition.

Zur gleichen Zeit macht sich auch Mutschke auf den Weg nach Amerika. Er erfüllt sich einen Traum und nimmt für Deutschland an den „Warrior Games“ in Südkalifornien teil, einem Wettkampf für versehrte Krieger, bezahlt vom Verteidigungsministerium. Für die Bundeswehr ist er nicht nur der Held von Isa Chel. Er ist der Überlebende, der es zurück ins Leben schaffen soll. Er ist ihre beste Story seit dem Zweiten Weltkrieg.

Es sind heiße Tage in Camp Pendleton, der Boden staubig, die Pflanzen trocken, fast wie in Afghanistan. Aber Erinnerungen kommen bei ihm nicht hoch. Mutschke geht in ein Shopping Center, da hört er: „Thank you for your service.“ Im Bus: „Thank you for your service.“ Es ist der Soundtrack, der ihn hier begleitet. „Der helle Wahnsinn“, findet er, „die Amis lieben Soldaten.“ Mutschke ist wie verwandelt. Er ist umgeben von Menschen, die ähnlich aussehen wie er selbst. Amputierte, Vernarbte, Brandopfer. Und Tausende jubeln ihnen zu.

Am frühen Abend sitzt Mutschke unter einer Palme, auf dem Trainingsanzug der Bundesadler. Nie in den fünf Jahren schien er so glücklich. Er sagt: „Ich habe ein neues Ziel. Ich will zu den Paralympics. Ich will wieder schießen, wie früher, wieder Scharfschütze sein.“

Für Habib dagegen wird die Lage mit den Jahren immer schlechter. Er beobachtet jetzt Brücken, Straßen, Gräben, sagt: „Ich war ein Führer. Jeder respektierte mich, weil ich ein guter Krieger war.“ Ihm geht es wie LaCrosse und vor ihm Mutschke: Er fühlt sich nutzlos. Habib druckst nun herum. Er raucht Kette, sein Telefon klingelt, eine west-

liche Melodie. „Das Schlimmste ist, dass die Taliban mich töten wollen, weil ich ein Verräter bin. Ich schlafe nicht mehr.“ Das regt ihn so auf, dass er wieder die Seiten wechseln will. „Ich müsste aber etwas Großes machen. Nur das würden sie akzeptieren.“

Was kann das sein? – Da grinst er. „Etwas Großes. Darunter fallen: Mord des Gouverneurs, Angriff auf Nato-Soldaten, Entführungen von Westlern.“ Es ist das letzte Gespräch mit Habib. Danach ist sein Telefon abgemeldet. Das CIP-Programm, in das er eingegliedert wurde, läuft aus. Der Krieg in Afghanistan geht ins 37. Jahr.

Ein letztes Gespräch mit Maik Mutschke, März 2015, er ist auf dem Weg nach England zum Weltcup. Anschließend geht's weiter nach Südkorea, Australien, Amerika. Er bereitet sich auf die Schießwettbewerbe bei den Paralympics 2016 vor. Es sieht gut aus. Seine ruhige Hand aus dem Krieg ist zurück. Fünf Jahre nach Isa Chel lässt sich sagen: Mutschke hat es gepackt.

Was hat geholfen? „Eine Familie und Vorgesetzte, die zu dir halten. Und ein Ziel im Leben, Rio de Janeiro 2016.“

Eine Blockhütte in Maine am Lake Togus, Ende März. Der See ist noch zugefroren, es war ein harter Winter. Jason LaCrosse fliegt Noteinsätze für ein Krankenhaus in der Kleinstadt Bangor. „Ein Horrorjob“, knurrt er. „Nichts los. Höhepunkt ist der Unfall eines Snowmobils im Wald.“

Seine Frau kommt dazu. „Er ist so negativ“, sagt sie. – „Ich versuche mich zu finden“, erwidert er. – „Wenn du dich gefunden hast, lass bitte das Arschloch zurück, das du bist, Schatz“, sagt sie liebevoll.

LaCrosse blickt raus auf den See. Er hat sich ein Snowmobil gekauft, um den Kick zu spüren, aber der Kick kam nicht. Er hat zugenommen, ähnelt eher einem Teddybären als einem sehnigen Krieger. „Mit wem soll ich Sport machen?“, klagt er. „Ich habe hier keine Freunde. Auch meine Ehe stand am Abgrund.“ Irgendwann ähnelt das Gespräch einer Therapiesitzung.

Woran liegt das?, frage ich ihn. – „Ich habe noch Albträume. Aber vor allem vermisste ich die Army.“ Es gebe noch eine Chance für eine Rückkehr, sagt LaCrosse zum Abschied. „Wenn es gegen den IS richtig losgeht. Dann lass ich meine Brüder und

Schwestern nicht im Stich.“

Es klingt nicht so sehr wie eine Möglichkeit denn wie eine Hoffnung. Eine Rettung. Endlich wieder im Einsatz.

So enden die Geschichten der drei Krieger, fünf Jahre nach dem Gefecht von Isa Chel. Jeden Tag werden sie an den schwarzen Karfreitag erinnert. Mutschke beim Blick in den Spiegel. LaCrosse beim Blick in die Seele. Habib im Angesicht der Angst. Sie waren Helden. Dann waren sie am Boden. Nur Mutschke ist wieder aufgestanden.

Vielleicht, weil er wieder der ist, der er immer war. Ein Krieger.